

## Männer(T)Räume

### Die allgemeine Wehrpflicht und ihre geschlechtergeschichtlichen Implikationen<sup>1</sup>

Es gehört zu den Standardoperationen geschlechtergeschichtlicher Forschung, die Kategorie »Geschlecht« als Such- und Ordnungsbegriff historischer Analyse rasch wieder aufzulösen bzw. zu relativieren. Nachdem man zu Beginn der frauengeschichtlichen Euphorie dazu geneigt hatte, Frauen als homogene und eindeutig identifizierbare Gruppe zu begreifen, setzte spätestens in den 1980er Jahren eine Gegenbewegung ein. Dafür waren nicht zuletzt politische Erfahrungen verantwortlich, die auf die Unterschiede zwischen Frauen, auf ihre sehr verschiedenen Bedürfnisse, Lebenslagen, Interessen aufmerksam machten. Nicht nur, wie man auf internationalen Frauenkonferenzen feststellen konnte, zwischen Frauen in China und den USA, in Afrika und Europa klafften Welten und taten sich riesige Erfahrungsdifferenzen auf. Auch in den westeuropäischen Ländern handelten Frauen nicht geschlossen und gemeinsam, definierten keine von allen geteilten Ziele. Nicht einmal in denjenigen Bereichen, die prinzipiell allen Frauen zugänglich waren, also den Bereichen des Gebärens, der Sexualität, der Empfängnisverhütung, ließ sich ein Wahrnehmungs- und Deutungskonsens unter Frauen herstellen, der ihre sozialen, konfessionellen, generationellen und ethnischen Differenzen hätte überbrücken können.

Aus dieser für die politischen Aufbruchenergien der Neuen Frauenbewegung zunächst enttäuschenden Erfahrung lernte auch die Wissenschaft. Man begann, Frauen als eine vielfältig differenzierte Menschengruppe wahrzunehmen. Man rekonstruierte ihre unterschiedlichen Handlungsspielräume, ihre verschiedenen Wertorientierungen, Interessen und Sehnsüchte. Man untersuchte ihre wechselnden sozialen Beziehungen, ihre Allianzen mit Männern, mit anderen Frauen, mit Kindern und Jugendlichen. In dem Maße, in dem die Einsicht in die historische Pluralität weiblicher Erfahrungen und Erwartungen wuchs, stieg das Misstrauen gegen kategoriale Zuschreibungen, die diese Pluralität einstampften und zum Verschwinden brachten. Die Ordnungssysteme, die eine solche Reduktion vollbrachten, gerieten nun selber auf den Prüfstand und in die Kritik. Woher, fragte man, stammten solche Ordnungssysteme? Wer hatte sie erfunden und propagiert? Wodurch gewannen sie an Plausibilität? Wie funktionierten sie in der Praxis? Welche Institutionen vermittelten sie? Prägten sie das Denken und Handeln von Frauen? Welche Widerstände

riefen sie hervor? Veränderten sie sich, und in welchem Rhythmus?

Solche Fragen dekonstruierten ein Denk- und Ordnungsmodell, das man einerseits politisch überwinden wollte, dem man andererseits aber selber in gewisser Weise verbunden blieb, wenn es darum ging, konkrete politische Handlungsstrategien zu entwickeln. Anders formuliert: Auch die Neue Frauenbewegung bediente sich klassisch essentialistischer Annahmen über die Natur und das Wesen, die Bestimmung und die Besonderheit von Frauen, um ihre politischen Ziele – die von der Auflösung der Geschlechterordnung bis hin zu einer weiblichen Autonomie oder gar Suprematie reichen konnten – zu rechtfertigen und durchzusetzen. Nicht zuletzt an dieser Widersprüchlichkeit ist sie schlussendlich auch gescheitert.

Nicht gescheitert dagegen sind die wissenschaftlichen Bemühungen, Licht in das Dunkel der Frauengeschichte zu bringen. Davon zeugt nicht nur die Vielzahl von Monographien, Zeitschriften, Sammelbänden, die in den letzten zwei, drei Jahrzehnten dazu erschienen sind; davon zeugen auch Institutionalisierungsprozesse, die von der regelmäßigen Organisation von Tagungen bis hin zur Einrichtung spezieller Lehrstühle reichen. Davon zeugt schließlich auch die innere Entwicklung, die die historische Frauenforschung seit den 1970er Jahren genommen hat und die eine große Dynamik aufweist.

Diese Dynamik äußert sich m. E. vor allem in zwei Bereichen:

1. In der Umformung der Frauengeschichte zur Geschlechtergeschichte. Diese Operation begann als semantische Prozedur bereits in den 1980er Jahren; ihre forschungspraktischen Folgerungen ließen etwas länger auf sich warten. Angelegt war diese Umformung bereits in der kritischen Hinwendung zu den Ordnungssystemen, die Frauen zu einer eindeutig identifizierbaren, mit prinzipiell gleichen Eigenschaften, Problemen, Interessen ausgestatteten Gruppe machten, und zu deren institutionellen Ausprägungen. Die Kritik an dem darin enthaltenen Essentialismus war *ein* Ergebnis der Dekonstruktionsarbeit; ein *anderes* bestand darin, die Beziehungsdimension klarer in den Blick zu nehmen. Frauen wurden ja nicht für sich genommen als Frauen kategorisiert, sondern sie erwarben ihre spezifische, angeblich unwandelbare und unhintergehbare Eigenart erst dadurch, dass sie in der Differenz zu etwas anderem, nämlich zu Männern, gedacht und behandelt wurden. Entscheidend war die Differenzbestimmung – und die praktischen Folgen, die diese Bestimmung in verschiedenen Handlungsfeldern, von der Ökonomie bis zur Religion, von der Familie bis zur Politik, jeweils nach sich zog. Die Differenzbestimmung aber wurde unter dem Oberbegriff des Geschlechts vorgenommen – ergo musste auch die Frauen in eine Geschlechtergeschichte umgetauft werden (die Probleme und Missverständnisse dieses Prozesses lasse ich hier außer acht). Mit der Namensänderung einher ging der Anspruch, Geschlecht fortan als eine Beziehungskategorie ernst zu nehmen, Geschlechtergeschichte als Geschichte des Geschlechterverhältnisses in allen möglichen Bereichen (Wirtschaft, Politik, Religion, Gesellschaft etc.) zu schreiben.
2. Damit rückte zugleich der andere Partner dieses Verhältnisses, nämlich Männer, stärker ins Blickfeld. Die Beschäftigung mit der Männergeschichte als Geschlechter-

geschichte stellt aus meiner Sicht den zweiten Dynamisierungsfaktor dar, der die frauen- bzw. geschlechtergeschichtliche Forschung des letzten Jahrzehnts kennzeichnet. Anfänglich gab es eine Reihe von Problemen zu überwinden. Teile der männergeschichtlichen – mehr noch allerdings der männersozilogischen – Forschung schienen sich in den Fallstricken des Essentialismus zu verfangen, die bereits die frühe Frauengeschichte umgarnt hatten. Im Kontext der politischen Männer- und Homosexuellenbewegung waren ähnliche Homogenisierungsneigungen zu beobachten wie in der Neuen Frauenbewegung der 1960er und 1970er Jahre. Vergleichbar war hier auch die Bereitschaft, das männliche Los zu bejammern und Männer vor allem als Opfer wahrzunehmen. Dies wiederum rief schärfste Proteste von Feministinnen auf den Plan. Nachdem jene Geburtswehen aber weitgehend ausgestanden waren, kann man seit einigen Jahren von einer geschlechtergeschichtlichen Männerforschung sprechen, oder, anders formuliert, von Männergeschichte als Geschlechtergeschichte, die den älteren frauenzentrierten Ansatz wirkungsvoll komplettiert und kontrastiert.

Diese Männergeschichte hat sich *zum einen* den Grundsatz zu eigen gemacht, Männer und Männlichkeit nicht als ontologische Seinsgegebenheiten, als Wesenseinheit zu begreifen. Die Vorstellung eines »männlichen Wesens«, eines männlichen »Geschlechtscharakters« verfiel der Ideologiekritik bzw. warf die Frage auf, unter welchen Umständen, mit welchen Interessen und institutionellen Folgen solche Zuschreibungen vorgenommen wurden. Damit einher ging, *zweitens*, die Abkehr von einem monolithisch-homogenen Bild von Männern und Männlichkeit. Auch Männer wurden mehr und mehr als in sich vielfach differenzierte Gruppe betrachtet; die Frage nach Unterschieden wurde wichtiger als die nach Gemeinsamkeiten. Dass proletarische Männer ebenso wenig mit bürgerlichen Männern gleichzusetzen waren wie junge mit alten, protestantische mit katholischen oder jüdischen, städtische mit ländlichen etc., wurde und wird in der jüngeren männergeschichtlichen Forschung stark – und zuweilen gebetsmühlenhaft – betont.

Als *dritte* methodisch-theoretische Herausforderung schließlich hat die Männergeschichte das Postulat übernommen, Männergeschichte als Beziehungsgeschichte zu konzipieren, also danach zu fragen, welche Rolle Frauen und das Verhältnis zum anderen Geschlecht jeweils spielten. Aus meiner Sicht liegt hier die größte Schwierigkeit (wie bei frauenzentrierten geschlechtergeschichtlichen Arbeiten im übrigen auch). Vor allem die Frage, welchen Einfluss die verschiedenartigen Männlichkeitsprägungen und -praxen auf die Identität von Frauen (wiederum plural gedacht), auf ihre Handlungsspielräume und sozialen Beziehungen ausübten, wie sie die Verhältnisse zwischen Frauen und Männern gestalteten, ist methodisch so schwer zu operationalisieren, dass sie in vielen Studien eher untergeht. Dagegen hilft keine Generalschelte, sondern nur die Sensibilität aller Geschlechterhistoriker und -historikerinnen für die Schwierigkeiten eines gemeinsamen Projekts (oft hilft bereits die gemeinsame Diskussion von Frauen und Männern).

\*\*\*

Man kann sich jetzt vielleicht ketzerisch fragen, was bei all dem Bekennternum zur Pluralität und Multiplizität, zur Verflüssigung und Beweglichkeit (*shifting*) von Geschlechter-Identitäten und -Erfahrungen überhaupt noch übrig bleibt vom »Geschlecht« als heuristischer, d. h. neue Wirklichkeitsdimensionen aufschließender und Erklärungen anbietender Kategorie. Liegt nicht die Gefahr nahe, es ganz aus den Augen zu verlieren, seine Bedeutung bis hin zur Unkenntlichkeit zu relativieren, es anderen, möglicherweise dramatischeren Differenzen – Klasse oder Rasse – als bloß anreicherndes Accessoire beizugeben, anstatt an seinem eigenen Aussage- und Erklärungswert festzuhalten?

Bei dieser bangen Nachfrage hilft die schlichte Erinnerung daran weiter, dass die Kategorie »Geschlecht« ja nicht von Historikerinnen oder Soziologinnen erfunden worden ist, um damit gesellschaftliche Wirklichkeiten *ex post* zu ordnen und zu identifizieren. Offenbar haben alle bisherigen und derzeitigen Gesellschaften nicht darauf verzichten wollen, der Geschlechterdifferenz Bedeutung zuzuweisen und sie in ihren Organisationsprinzipien zu verankern – mit wechselnden Rechtfertigungen, Intensitätsgraden und Komplexitäten. Aufgabe einer Geschlechtergeschichte, sei sie nun männer- oder frauenzentriert, ist es daher, diese Bedeutungszuweisung zu rekonstruieren – auf der normativen Ebene, in ihren kulturellen (Re-)Präsentationen, aber eben auch auf der Ebene des Alltagshandelns, des *doing gender*.

Vor allem das 19. Jahrhundert eignet sich vorzüglich dafür, diese Aufgabe anzugehen. Sind doch hier die Bemühungen der Zeitgenossen, das Geschlecht zu einem zentralen Unterscheidungs- und Ordnungsbegriff ihrer Gesellschaften zu machen, mit Händen zu greifen. Nie zuvor ist derart breit und kontinuierlich über die Differenz der Geschlechter und ihre Folgen für die soziale, ökonomische, kulturelle und politische Praxis gesprochen und geschrieben worden. Gerade weil es eine ausdifferenzierte Öffentlichkeit gab, die auch Dissens produzierte, sind diese Diskurse so ubiquitär und kontrovers. Zugleich erlebte das 19. Jahrhundert eine Gründungswelle höchst einflussreicher und nachhaltiger Institutionen, in denen die Geschlechterdifferenz verankert, festgeschrieben und praktisch kommuniziert wurde: Dazu gehören die Institution der allgemeinen Schulpflicht und die dazugehörigen, die gesamte männliche und weibliche Bevölkerung sukzessive erfassenden Bildungseinrichtungen; dazu gehören des weiteren das sogenannte allgemeine, aber geschlechterpolitisch hochexklusive Wahlrecht und die flankierenden Organisationen (Parlamente, Parteien, politische Vereine); dazu gehören drittens die Institution der allgemeinen Wehrpflicht, die ebenfalls geschlechterpolitisch hochexklusiv war, und die entsprechenden militärischen Organisationsformen.

All diese Institutionen zeichneten sich dadurch aus, dass sie normative Vorstellungen von Weiblichkeit und Männlichkeit (re-)präsentierten und (re-)produzierten. Betont sei allerdings auch hier wieder der Plural: Sie vermittelten nicht nur *eine*, gleichsam monopolistische Vorstellung, sondern sie vermittelten *mehrere*, verschiedene, sich möglicherweise auch widersprechende Vorstellungen. Noch komplizierter und differenzierter wird das Bild, wenn wir uns vergegenwärtigen, dass solche

Vorstellungen in den und durch die jeweiligen Institutionen nicht nur kognitiv kommuniziert, sondern in soziale Praxis übersetzt wurden. Konkrete Handlungsanweisungen, Sanktionen, Organisationsstrukturen und institutionelle Kulturen verliehen den normativen Konzepten einerseits eine materielle »Wucht«, führten andererseits aber auch dazu, dass sich diese Konzepte in den konkreten, alltagspraktischen Aushandlungsprozessen veränderten und modifizierten, je nachdem, welche Verhandlungsmacht die einzelnen Akteure in diese Prozesse einbrachten.

Für den Bereich der Bildungsinstitutionen sind solche Einflüsse und Vermittlungsprozesse bereits in Ansätzen untersucht worden; eine Bielefelder Doktorandin (Carolyn Grone) vergleicht derzeit nationale und Geschlechter-Curricula in höheren Mädchen- und Jungenschulen des deutschen Kaiserreichs. Für den Bereich der Politik, der Wahlkämpfe und Wahlkulturen gibt es ebenfalls bereits eine Reihe von Studien (allerdings vorwiegend auf Frauen zentriert), die die Geschlechtergebundenheit politischer Partizipation reflektieren (Gabriella Hauch).

Kaum Beachtung hat dagegen die dritte wichtige geschlechterpolitische Institution gefunden, die im 19. Jahrhundert flächendeckend eingeführt wurde: das Militär und seine Grundlage, die allgemeine Wehrpflicht. Hierauf beziehen sich die folgenden, einem größeren Forschungsprojekt entstammenden Überlegungen zum Militär als Männerraum und Männertraum (vielleicht auch Alptraum). Das Militär konstituiert einen Raum, der ausschließlich von Männern bewohnt wird und der diese Exklusivität mit einem Programm des *doing gender* verknüpft. Dieses Programm und die dazugehörige Praxis bestehen zum einen darin, dass die geschlechterexklusiven Strukturen intern immer wieder neu begründet, gerechtfertigt und perpetuiert werden. Zum anderen zeichnet sich das geschlechterpolitische Curriculum, das in der Armee vermittelt wird, dadurch aus, dass es über die Institution des Militärs hinauszuwirken versucht: Es will eine allgemeinere, gesellschaftsgestaltende Kraft erwerben, es beansprucht Hegemonie.

\*\*\*

Ich fasse die Überlegungen zu den geschlechtergeschichtlichen Implikationen der allgemeinen Wehrpflicht in einer These und drei Nachfragen zusammen:

*Das Militär als »Schule der Männlichkeit«: Ansprüche an Uniformität und Hegemonie*

Die allgemeine Wehrpflicht, in Deutschland relativ früh, nämlich zu Beginn des 19. Jahrhunderts, eingeführt und zunächst durchgängig bis 1918 in Kraft, war von Anfang an auch (nicht nur, aber auch) mit geschlechterpolitischen Erwartungen befrachtet. Sie sollte, aus der Sicht ihrer militärischen und zivilen Erfinder, nicht nur die militärische Verteidigungs- bzw. Angriffskraft des Staates stärken; sie sollte auch nicht nur eine soziale Integrationsklammer bilden (d. h. klassen-, konfessionen- und regionenübergreifend), sondern sie sollte auch einen bestimmten Typus Mann hervorbringen: einen körperlich starken und belastbaren Mann, einen an

Disziplin («Mannszucht») und Befehlsgehorsam gewöhnten Mann, einen mutigen, sein Leben wagenden und opfernden Mann. Einen Mann also, der keine Frau war, der nichts an sich hatte, was damals, zu Beginn des 19. Jahrhunderts, weiblich konnotiert war: körperliche Delikatesse und Schwäche bis hin zur monatlich wiederkehrenden Erfahrung, dem eigenen Körper ausgeliefert zu sein; nervliche Fragilität, große Empfindsamkeit und Empfindlichkeit; Disziplinlosigkeit; ausschließliche Beschäftigung mit und Sorge für Familie und Haushalt. Allzu viele Männer, hieß es in den kriegerisch aufgeheizten Zeiten des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts immer wieder und gerade bei bürgerlichen Autoren, hätten ihre in germanischen Zeiten noch dokumentierte Männlichkeit mehr und mehr verloren, wären verweicht und verweiblicht, feige, selbstbezogen, kränklich, degeneriert. Das Militär, so die Erwartung, würde diese Degeneration stoppen und wieder echte Männer formen.

Das Militär selber und sein professionelles Personal waren von dieser ihnen angetragenen Aufgabe anfangs nicht gerade begeistert. Es bedurfte mehrerer Jahrzehnte, bis sie sich mit dem Auftrag einer allgemeinen Männlichkeits-Erziehung identifizierten und ihn ernstnahmen. Seit den 1860er Jahren häufen sich militärinterne Texte, die in diese Richtung zielten. Vor allem die Instruktions- und Anleitungsbücher für Ausbildungsoffiziere, die vermehrt seit den 1880er Jahren erschienen, zeigen, dass die militärische Erziehung einen wichtigen, aber durchaus kontrovers diskutierten Stellenwert innerhalb der Armee besaß. Das Militär entwickelte seit den 1860er Jahren zunehmend ein Selbstverständnis, das ihm bereits fünfzig Jahre früher angeboten worden war.

Damals hatte der preußische Kriegsminister davon gesprochen, dass die militärische Erziehung der jungen Männer nicht nur eine Vorbereitung für den Kriegsfall sei, sondern auch eine Vorbereitung auf das zivile, bürgerliche Leben. Der junge Mann solle bei der Truppe Tugenden erlernen und sich aneignen, die ihm auch in seiner beruflichen, sozialen, familiären und politischen Existenz von Nutzen sein würden. Hier tauchte erstmals auf offizieller Seite ein Topos auf, der gegen Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts allgegenwärtig war. Die Armee präsentierte sich jetzt selbstbewusst als Schule der männlichen Nation, des männlichen Volkes – und zwar als eine Schule, die allen anderen Bildungs- und Erziehungseinrichtungen überlegen war. Sie beanspruchte Hegemonie für ihr Erziehungskonzept, Hegemonie und Universalität. Alle jungen Männer durchliefen die gleiche Schule, hieß es immer wieder, alle erlernten die gleichen Tugenden, alle erwarben die gleiche Männlichkeit, und alle nahmen diese Männlichkeit mit in ihr ziviles Leben und ließen sich weiterhin von ihr leiten. Die Tugenden des Militärs waren keine Separatugenden, keine nur innerhalb der Institution und nur für bestimmte Fälle des Lebens geltenden Handlungsorientierungen; vielmehr sollten sie das gesamte Leben, die ganze Gesellschaft prägen.

Die Offiziere, die derart ausgreifende Visionen und Hegemonieansprüche formulierten, waren fest davon überzeugt, dass sie ihre Erziehungsmission erfolgreich

ausführen konnten. In den zwei bis drei Jahren, die ihnen pro Mann dafür zur Verfügung standen, konnten Grundlagen gelegt werden, die nachhaltige Wirkungen erzielten. Dazu trugen nicht nur und wahrscheinlich eher weniger die offiziellen Instruktionsstunden bei, die die Soldaten über ihre Pflichten (Kriegsartikel) und das von ihnen erwartete inner- und außerdienstliche Verhalten unterrichteten. Viel wichtiger und einschneidender war die Praxis in der Kaserne und auf dem Exerzierplatz, die Alltagserfahrung, das kontinuierliche Körpertraining, das System von Sanktionen und Belobigungen, die sozialen Beziehungen zwischen Offizieren und Mannschaften, zwischen Unteroffizieren und Soldaten und unter den Soldaten selber. Hier war das Militär als ein Männerraum unmittelbar erfahrbar, hier begegneten sich Männer im unmittelbaren, tagtäglichen und nachtnächtlichen Kontakt. Hier konfrontierten sie ihre Träume vom Militär mit der Realität; hier machten sie Erfahrungen, die Stoff für neue Träume lieferten.

Spezifisch für das Militär war es, dass es einen Männerraum konstituierte, der tatsächlich sozial höchst inklusiv war. Anders als Schulen oder Universitäten, die sozial und oft auch konfessionell stark segregiert waren, erfasste das Militär prinzipiell alle jungen Männer unabhängig von ihrer Konfession, ihrer sozialen oder regionalen Herkunft. Selbst junge Männer von Besitz und Bildung mussten »dienen«, in Preußen bereits seit 1813, in ganz Deutschland dann seit der Reichsgründung. Und auch jüdische Männer waren nicht ausgenommen.

Spezifisch war darüber hinaus, dass dieser Männerraum ein geschlossener Raum war, der seine Bewohner über mehrere Jahre hinweg fast rund um die Uhr gefangen hielt. Anders als Schulen, die ihre Zöglinge nach ein paar Stunden wieder nach Hause, in die Familien entließen, gab es eine solche Parallelerfahrung während der Militärzeit so gut wie nicht. In seiner Eigenschaft als »totaler Institution« ähnelte das Militär dem Krankenhaus oder dem Gefängnis, mit dem entscheidenden Unterschied, dass es keine Ausnahmeerfahrung, sondern den Regelfall darstellte.

Spezifisch war drittens, dass sich an diesen Raum und seine dort vermittelten kognitiven und emotionalen Lerninhalte Vorstellungen und Träume banden, die eng mit der Konstruktion männlicher Identitäten zusammenhingen. Mit zeitlich zunehmender Tendenz inszenierte sich das Militär als eine männliche Initiationsinstanz, deren Bedeutung für die individuelle Biographie, den eigenen Lebenslauf sehr hoch angesiedelt wurde. Diese Initiationsverheißung löste massive Ängste aus, die sich in exaltierten Ritualen der Verabschiedung, der Lostrennung äußerten; sie rief in jedem Fall Unsicherheiten hervor, überspannte Erwartungen und Wunschträume. »Vorher« und »nachher« war der militärische Männer-Raum ein Projektionsraum für männliche Identitätskonstruktionen, die die Innovation, den Erfahrungsbruch, den Neuanfang, die Diskontinuität betonten. Es war ein Raum der Entgrenzung, aber auch der neuen Grenzziehungen. Entgrenzt wurden die face-to-face-Interaktionen unter Männern gleichen Alters, prospektiv aber auch gegenüber älteren Männern, den eigenen Vätern und Vorgesetzten. Nach dem Militärdienst konnte sich

der junge Mann mit ihnen an den gleichen Stammtisch setzen, im gleichen Kriegerverein Mitglied werden. Er konnte an Männergesprächen teilnehmen und wurde für voll genommen, weil er die gleiche Erfahrung teilte. Neue Grenzen zog man dagegen gegenüber Frauen, denen man nach der Militärzeit anders gegenüber treten konnte bzw. wollte, aber auch gegenüber Kindern und Jugendlichen, die die Erfahrung männlicher Initiation im Militär noch nicht gemacht hatten.

Soviel zu den Träumen, den Erwartungen, Vorstellungen, Imaginationen, die sich mit der durch die allgemeine Wehrpflicht ermöglichten Militärerfahrung verbanden; soviel auch zu den Versprechungen und Selbstentwürfen des Militärs als einer geschlechterpolitisch konzipierten Institution. Das Militär war immer beides: eine Institution, die Bilder von sich selber erzeugte und in die Gesellschaft hinein vermittelte, aber auch eine Institution, auf die sich Bilder projizieren ließen. Letzteres traf vor allem auf die Kriegssituation zu, also auf den Ausnahmezustand; indem das Militär den Krieg sowohl vorbereitete als auch – in Regimentsgeschichten, Heldenlegenden etc. – nachbereitete, konnte es jedoch bereits im Frieden zu einer solchen Projektionsfläche werden.

### *Differenzerfahrungen*

Kommen wir nun zu den kritischen Nachfragen: Was wissen wir über die Realität? Wie steht es mit dem Uniformitäts- und Universalitätsanspruch des Militärs, mit seiner Selbstdarstellung als einem inklusiven, alle Männer gleichermaßen integrierenden Raum? Wie steht es mit sozialen, konfessionellen, regionalen Differenzerfahrungen innerhalb dieses Raums?

Kurz gesagt, es gab diese Differenzerfahrungen, und zwar auf allen Ebenen. Es gab zunächst die Erfahrung sozialer Differenz. Sie bezog sich zum einen auf die Offiziere, vom Leutnant aufwärts: Sie waren eine Gesellschaft für sich, sie wohnten und aßen nicht mit den Mannschaften zusammen, sie erteilten Befehle, denen die Soldaten gehorchen mussten, sie waren »oben«. Ein Zwischenglied bildeten die Unteroffiziere, die sich zwar nicht sozial von dem Gros der Mannschaften unterschieden, aber dauerhafter Teil der militärischen Nomenklatur waren und Befehlspositionen einnahmen. Darüber hinaus gab es aber auch soziale Differenzen innerhalb der Mannschaften, vor allem zwischen den Soldaten bürgerlich-adliger Herkunft und allen anderen. Erstere dienten kürzer, nämlich nur ein Jahr lang; sie lebten nur während der Grundausbildung mit den anderen zusammen und zogen dann oft, sofern sie es sich leisten konnten, aus der Kaserne aus, in ein Privatquartier, wo sie auch die Mahlzeiten einnahmen. Sie hatten in der Regel mehr Geld zur Verfügung, konnten sich oft einen Burschen leisten, der ihnen die unangenehmsten Arbeiten abnahm. Sie wurden in der Regel auch von den Offizieren besser behandelt, konnten bei Eignung später selber Reserveoffiziere werden.

Es gab, zweitens, die Erfahrung konfessioneller Differenz. Katholiken besuchten auch im Militär andere Gottesdienste als Protestanten, wurden von anderen Geistlichen betreut; Juden waren, zumindest in der preußischen Armee, von der Beförde-



rung zum Unteroffizier oder gar Reserveoffizier ausgeschlossen.

Es gab, drittens, die Erfahrung der regionalen Differenz, des Stadt-Land-Unterschieds. Garnisonen befanden sich in Städten; für das Gros der Rekruten, die aus ländlichen Gebieten kamen, war dies eine fremde Welt, die sie mit ihren städtischen Kameraden zunächst nicht teilten (weswegen sie nicht selten verspottet und gehänselt wurden).

Es gab, viertens, Differenzen unter den Soldaten unterschiedlicher Dienstjahre; die Älteren, Erfahreneren nahmen sich oft wenig freundliche Freiheiten gegenüber den Neulingen heraus, bauten Hierarchien auf, die nur dadurch erträglich waren, dass sie, zeitlich gestaffelt, allen die gleichen Aufstiegsmöglichkeiten offerierten.

Es gab, fünftens, Differenzen zwischen den Waffengattungen; am höchsten rangierte die Kavallerie; die Artillerie galt als bürgerlich-technische Gattung, ebenso wie die Marine. Innerhalb der Waffengattungen unterschied man nach Regimentern, die eigene historische Identitäten ausbildeten und pflegten.

Das Militär stellte sich folglich nach innen außerordentlich differenziert und gliedert dar; es verfügte über eine stattliche Zahl lesbarer Zeichen, die diese Unterschiede hervorhoben und dauerhaft einprägten (Uniformen, Fahnen). Interessanterweise bürgerte es sich im 19. Jahrhundert ein, diese interne Struktur familial zu interpretieren und damit gleichsam zu anthropologisieren: Innerhalb des Regiments galten die Offiziere als Väter, die Unteroffiziere als Mütter und die Mannschaften als Kinder (nach Alter gestaffelt). Übervater oder Gottvater war der König bzw. Kaiser, der die Offiziere persönlich ernannte und den die Mannschaften, wenn überhaupt, nur bei den jährlichen Revuen und Manövern zu Gesicht bekommen konnten.

So deutlich die Unterschiede im Innern markiert waren, so sehr präsentierte sich das Militär nach außen als einheitlicher Körper. Allein die Uniform ließ Männer als Militärangehörige erkennbar werden und setzte sie von Zivilisten ab. Im Wirtshaus, auf dem Tanzboden und auf der Straße zählten nicht die Unterschiede untereinander, sondern die Distanz zu den Zivilisten. So kam es höchst selten vor, dass sich Soldaten untereinander nach Dienstschluss und in der Öffentlichkeit prügelten; Handgemenge und Streitigkeiten mit zivilen Männern dagegen waren beinahe an der Tagesordnung.

Zuwenig ist darüber bekannt, ob und wie das Militär seinen Hegemonieanspruch nach außen durchsetzte. Wie war es mit anderen Männlichkeits-Entwürfen, beispielsweise denen der (katholischen) Kirche, der Wissenschaft, der Sozialdemokratie? Gab es konkurrierende Angebote? Und wie sah es konkret auf der Alltagsebene aus, wenn sich Gediente und Nicht-Gediente begegneten? Schließlich wurden ja längst nicht alle jungen Männer »gezogen«, viele waren physisch nicht tauglich oder wurden aus anderen Gründen freigestellt. Büßten sie damit eine bestimmte Männlichkeit ein? Es gibt Hinweise auf der semantischen Ebene (»Krüppelsteuer«), die diese Annahme stützen; es gibt auch Hinweise darauf, dass Arbeitgeber lieber »Gediente« einstellten, was die Militärerfahrung sichtlich aufwertete. Andererseits

hatten Nichtgezogene den Vorteil, sich früher ins Berufsleben integrieren zu können, mehr zu verdienen, größere individuelle Freiräume zu haben.

### *Männlichkeits-Erziehung*

Zweite Nachfrage: Was spielte sich in der Kaserne und auf dem Exerzierplatz ab? Was erlebten die jungen Männer dort, welche Männlichkeits-Erziehung wurde ihnen konkret zuteil?

Im Mittelpunkt dieser Erziehung stand die Kameradschaft, d. h. eine Form der Vergemeinschaftung, die ausschließlich Männern zugänglich war und die Männer horizontal miteinander verband. Kameraden waren die Mannschaften untereinander; weder der Offizier noch der Unteroffizier war Kamerad. Kamerad sein hieß Solidarität üben, für den anderen einstehen, ihn aber zugleich auch miterziehen, in doppeltem Sinn auf ihn achten. Man verpiffte keinen Kameraden, suchte ihn aber doch auf den rechten Weg zu bringen. Man betrog auch keinen Kameraden, bestahl ihn nicht. Kameradschaft war keine individuelle Männerfreundschaft, sondern sie war eine Art Comment, eine erwartete und gewünschte Form des Umgangs der Mannschaften miteinander. Kamerad war prinzipiell jeder andere Soldat, auch der eines anderen Regiments oder einer anderen Waffengattung, egal ob man sich persönlich sympathisch fand oder nicht.

Diese Form der männlichen Vergemeinschaftung war einzigartig; weder die Schule noch die Kirche noch der Beruf brachten ähnliches zustande. Sie war gleichermaßen inklusiv und exklusiv, setzte klare Grenzen gegenüber Nicht-Kameraden (und Frauen) und überwand die internen Grenzen untereinander.

Anders als die Kameradschaft, die man nur im Militär »lernen« konnte, setzten andere »Lernfächer« lediglich das fort, was bereits in der Familie, in der Volksschule und in der Lehre angelegt war: Erziehung zum Pflichtbewusstsein, zum Gehorsam, zu Sauberkeit und Pünktlichkeit etc. Neu waren selbstverständlich die militärischen Kernfächer: der Umgang mit Waffen, das Exerzieren, Manöverübungen. Gerade diese Fächer richteten sich an den Körper der Soldaten und brachten ihm Bewegungen, Bewegungsabläufe bei, die spezifisch, unverwechselbar und unübertragbar waren. Hier wurde im engeren Sinne »soldatische Männlichkeit« in den Körper »eingeschrieben«, und gerade diese Übungen veränderten die Körper in einer Weise, dass man ihnen, wie viele Quellen bezeugen, diese Unterrichtung zeitlebens ansah: Sie zeigten »Haltung«.

Zugleich aber war diese Männlichkeitserziehung oder -abrichtung mit ungeheuren Demütigungen verbunden. Verbale Beschimpfungen, das öffentliche Lächerlichmachen, die Bestrafung durch exponierendes Nachexerzieren – all das trug nicht gerade dazu bei, das Selbstbewusstsein des Soldaten zu stärken. Gerade bei diesem Teil der militärischen Erziehung kam es offenbar darauf an, die Rekruten zunächst »kleinzumachen«, sie »in Grund und Boden zu stampfen«, um sie hernach aus dem Geist des Militärs wiederauferstehen zu lassen. Der männliche Körper, so wie ihn die Armee haben wollte, musste von Grund auf neu gebildet, neu erschaffen wer-

den. Um alte Formen und Prägungen abzustreifen, scheute man vor keiner Erniedrigung des Soldaten zurück.

Im Sinne einer Erniedrigung wirkten auch jene Erziehungsmaßnahmen, durch die die Armee ihre Auszubildenden mit den Regeln von Ordnung und Sauberkeit vertraut machte. Die jungen Männer wurden hier bewusst im Stande des unmündigen Kindes gehalten, das von der »Mutter«, also dem Feldwebel, Arbeitsaufträge jeglicher Art entgegennahm. Dazu gehörten das Bettenbauen und die Spindordnung ebenso wie die Säuberung und Ausbesserung der Kleidung, das Putzen der Uniformknöpfe und Stiefel, das Auskehren der Stube und die Reinigung der Latrinen. All diese Arbeiten, die im normalen Familienalltag von Frauen (Müttern und Schwestern bzw. Ehefrauen und Töchtern) ausgeführt wurden, mussten im Militär von den Männern selber verrichtet werden. Auch das ließ sich als eine Strategie der Degradierung und Demütigung lesen, als eine Entmännlichung. Am Ende der »Leidenszeit« aber winkte ein hoher Lohn: die Erhebung in den Ehrenstand militärischer Männlichkeit. Im weiteren Leben, so die Verheißung, war der militärisch sozialisierte Mann zu anderem berufen: zu männlicher Arbeit, männlicher Freizeit, männlicher Geselligkeit, männlicher Politik. Als Familienvater konnte er jene Arbeiten, die er während der Militärzeit selber übernehmen musste, an Frauen delegieren.

### *Verhältnis zu Frauen*

Es ist schwer zu sagen, inwiefern die Militärerfahrung sich auf das Verhältnis der (gewesenen) Soldaten zu Frauen auswirkte. Auf einer allgemeinen Ebene lässt sich sicher feststellen, dass die Trennung der Geschlechter durch die historisch neue Institution der allgemeinen Wehrpflicht strukturell und legitimatorisch verstärkt wurde. Sowohl die neuen Formen männlicher Vergemeinschaftung als auch der geschlechterexklusive Umgang mit Waffen zogen neue, schärfere Trennungslinien zwischen allen Männern und allen Frauen, unabhängig von Klasse, Ethnizität, Konfession oder Region. Alle Männer rückten zudem in ein unmittelbares Verhältnis zum Staat, zum König, zum Vaterland, dessen Verteidiger sie qua Geschlecht und Alter waren. Umgekehrt wurden alle Frauen dazu qua Geschlecht auf Distanz gehalten (was sich nicht zuletzt in den Wahlrechtsdebatten des 19. und frühen 20. Jahrhunderts niederschlug).

Auf der Ebene des Geschlechterverhältnisses erwarben alle Männer den Status von Verteidigern und Beschützern; sie schützten schließlich nicht nur König und Vaterland, sondern auch Heim und Herd. Frauen waren diejenigen, die beschützt wurden, deren Ehre von Männern verteidigt wurde.

In diesem Kontext wurde aber auch klar, dass diese weibliche Ehre nicht nur von Männern verteidigt, sondern auch von Männern angegriffen und verletzt wurde. Der legitime, allerdings streng reglementierte Zugang zu tödlichen Waffen verschaffte Männern nicht nur die Mittel, andere zu schützen, sondern auch die Instrumente zum Angriff, zur Aggression. Sie übten – wiederum qua Geschlecht – die

Gewalt aus, vor der sie schützen sollten. Und sie monopolisierten diese Gewalt und ihre Instrumente.

Soweit die allgemeinen Überlegungen; weitgehend unklar ist bislang noch, ob und wie sich solche Bezüge auf der Ebene des Alltagshandelns, der konkreten Einstellungsmuster konkreter Männer und Frauen wiederfinden lassen. Sicher gibt es zahlreiche Hinweise darauf, dass Frauen (aller sozialen Schichten) im 19. und frühen 20. Jahrhundert Soldaten bzw. Offiziere besonders schätzten, ihre Bekanntheit und Gesellschaft suchten und damit die Zeichen der Stärke, der Macht positiv lasen. Daneben aber gibt es Hinweise auf Mütter, die Angst vor dem »verrohenden« Einfluss des Militärs auf ihre Söhne hatten; es gibt Material, das sexuelle Übergriffe von Soldaten auf Frauen bezeugt. Ob solche Übergriffe ein Spezifikum von Soldaten waren, ist allerdings mehr als fraglich.

\*\*\*

Unbeschadet solcher methodischen Unschärfen und empirischen Defizite bietet sich das Militär als ein geeignetes Exerzierfeld männer- und geschlechtergeschichtlicher Forschungen an. Es ermöglicht zum einen, eine spezifische und einzigartige Form männlicher Vergemeinschaftung zu studieren – eine Vergemeinschaftungsform, die ausschließlich durch die Auswahlkriterien des Geschlechts und des Alters bestimmt wird. Das Militär bildet damit eine Institution, die der Ordnungskategorie des Geschlechts einen eminent hohen Stellenwert zumisst und damit zugleich einen geschlechterspezifischen Homogenisierungsdruck ausübt: auf Männer qua Inklusion, auf Frauen qua Exklusion.

Zum anderen zeichnet sich das Militär dadurch aus, dass es von sich aus, d. h. intentional eine bestimmte Männlichkeitserziehung vermitteln will; darüber hinaus werden solche Erwartungen aber auch von außen, aus dem zivilen Bereich an diese Institution herangetragen. Auch dies bestätigt die Homogenisierungsfunktion.

Drittens erlaubt es das Militär, die Wirkmächtigkeit der Kategorie »Geschlecht« unter Männern zu analysieren; welche geschlechterspezifischen »Hackordnungen« spielen sich hier ein, nach welchen Regeln funktionieren sie, wer wird ausgegrenzt, wer dominiert?

Viertens stellt das Militär einen sozialen Raum bereit, in dem die Interferenzen, die Legierungen verschiedener Zuschreibungs- oder Identitätsfaktoren untersucht werden können. Denn in diesem Raum bewegen sich nicht nur Männer, genauer: Wesen männlicher Geschlechtszugehörigkeit, die zu Männern geformt werden sollen, sondern auch Angehörige verschiedener sozialer Schichten, Konfessionen, Regionen.

Fünftens ist das Militär zwar für die Soldaten eine »totale Institution«, wirkt aber zeitlich und räumlich über seine Grenzen hinaus. Der Militärdienst hinterlässt Wirkungen, auch solche institutioneller Art (Krieger- und Kameradschaftsvereine, Denkmäler, Feste, Photos etc.).

Gerade deshalb ist er, sechstens, auch geeignet, geschlechtergeschichtliche Fra-

gen auf sich zu ziehen, d. h. Männergeschichte als Geschlechtergeschichte zu betreiben. Das bedeutet zum einen, die allgemeinen, gleichsam systemischen Folgen der allgemeinen Wehrpflicht für die politische, soziale und kulturelle Formung des Geschlechterverhältnisses zu bedenken; es bedeutet aber auch, die Militärerfahrung von Männern darauf zu befragen, welche Bilder vom anderen Geschlecht sie hervorgebracht oder verstärkt hat und wie diese Bilder und Wahrnehmungsmuster das konkrete Verhalten konkreter Männer zu konkreten Frauen (und umgekehrt) geprägt haben.

#### Anmerkung

- <sup>1</sup> Der Text basiert auf einem Vortrag, der am 12.5.2000 auf dem Workshop »Männergeschichte« (veranstaltet von der Arbeitsgruppe Frauen- und Geschlechtergeschichte am Institut für Geschichte der Universität Wien) gehalten wurde. Der Vortragsstil wurde beibehalten, auf einen Anmerkungsapparat wurde verzichtet, um die Thesenförmigkeit und den »Anregungscharakter« der Ausführungen zu unterstreichen.